

BRUDER ESEL

I

Die Gruppe, die zu Fuß unterwegs ist, macht vor der Hütte halt. Einer der Männer bittet, den dort angeleiteten Esel ausborgen zu dürfen. Wozu? Es geht nur darum, einen der ihren die letzten vielleicht zwei Kilometer bis zum Stadttor zu tragen. Kuriose Anfrage. Aber der Esel hat gerade keinen Gang zu tun. Die Männer wirken nicht so, als könnten sie für diesen Dienst zahlen. Zur Sicherheit schickt der Eigentümer den Jungen mit, den Esel zu führen und wieder zurückzubringen. Der Esel ist ein normaler Lastesel, wie es Tausende in der Gegend gibt. Wie bei den meisten seiner Artgenossen sind die Bandscheiben gestaucht, die Wirbelsäule verformt vom zu schweren Tragen. Er hat verheilte Wunden und Narben von Peitschen- und Stockschlägen. Nichts besonderes. Der Mann, den er jetzt trägt, ist keine von den schweren Lasten. Man hat eine wollene Decke auf den Rücken des Tiers gelegt, auf der er sitzt. Der Junge führt den Esel, der Reiter schlägt ihn nicht. Der Gang ist sozusagen eine Erholung. Am Rand der Straße liegen, je näher man dem Tor kommt, desto mehr Palmzweige, und Zuschauer stehen rechts und links. Sie winken und rufen dem Reiter zu, der zurückgrüßt. Jenseits des Stadttores steigt der Reiter ab und streicht dem Tier über Stirn und Kopf. Es steht ganz ruhig da, während die Gruppe die Gasse hinauf außer Sicht gerät.

II

Binnen eines Satzes findet sich unser Esel in einer ebenso engen, steilen Gasse wieder, aber an einem gänzlich anderen Ort, nämlich in den spanischen Dorf Villanueva de la Vera in der Provinz Extremadura. Es ist Faschingsdienstag, ein besonderer Umzug, eine uralte Tradition offenbar, ein symbolisches Lynchen des „Ortsjuden“, bei dem ein „Richter“, ein Betrunkener in einer erhitzten Masse anderer betrunkenen Männer, einen Esel durch die Straßen reitet und das „Todesurteil“ verkündet. Tatsächlich getötet oder bis zum Tode mißhandelt wird dabei der Esel. Zwar behauptet die Stadtverwaltung, heutzutage nehme der Esel keinen Schaden mehr, aber Tierschutzvereine sehen das anders, und angesichts der gleichgültigen Brutalität gegenüber Tieren in diesem Land darf man tatsächlich seine Zweifel haben.

„Das Fest endet, wenn der Esel endet“ ist offenbar lange Zeit der Wahlspruch dieses Umzugs gewesen. Das Tier ist von einer grölenden, brüllenden, aggressiven Wand von Männerleibern umgeben. Feuerwerkskörper explodieren rund um seinen Kopf, bis die Trommelfelle der empfindlichen Ohren platzen. Schüsse werden in nächster Nähe in die Luft gefeuert. Der Esel wird bedrängt, geschlagen und getreten. Man zerrt an ihm, man schiebt ihn, man reißt an

seinem Fell, seinem Schwanz. Auf dem steilen Kopfsteinpflaster gleiten seine Hufe aus, und er stürzt zu Boden und wird wieder hochgerissen oder weitergeschleift. Der Streß geht in Panik über, in Todesangst.

Es heißt zwar im allgemeinen, ein Angreifer lasse von seinem Opfer ab, wenn es zu Boden fällt oder wenn es beginnt zu bluten. Aber das umgekehrte Phänomen ist ebenso häufig: daß gerade die augenfälligen Zeichen der Niederlage: sich nicht mehr auf den Beinen halten zu können, der Austritt des normalerweise verborgenen Lebenssaftes, die Aggressivität verdoppelt und potenziert, daß gerade dann alle Hemmungen verschwinden und eine erschreckende und schwer erklärliche Blutrünstigkeit sich Bahn bricht.

Unterbrechen wir hier einen Moment lang die scheußliche Schilderung der Qualen des gefolterten, geschundenen Esels. Die Wissenschaft gesteht den meisten Tieren nicht die Fähigkeit einer *theory of mind* zu, kurzgesagt der Eigenschaft, sich als ein Ich in den unterschiedlichen Zeitformen denken zu können: ich war, ich bin, ich werde sein. Zwar gibt es viele Zeugnisse für ein Erinnerungsvermögen, vor allem von Säugetieren, die sich Gestalten, Orte, Konstellationen über lange Zeiträume hin einprägen können, aber was sie offenbar nicht besitzen, ist ein Bewußtsein, das sich im menschlichen Sinne zu erinnern oder sich eine Zukunft auszumalen verstünde.

Vielleicht ist das eine gewagte Behauptung, aber mir scheint, es muß einem Menschen, der gefoltert wird, helfen, sich erinnern zu können, daß es einmal eine Zeit gab, in der er keine Schmerzen litt und daß es – vielleicht – eine Zukunft geben wird, in der die Schmerzen vorüber sein werden. Was aber, wenn ein Wesen ausschließlich im gegenwärtigen Moment lebt? Wenn sein Bewußtsein ans Kreuz des Jetzt genagelt ist und es sich keinen Ausweg aus dem Martyrium des Augenblicks auch nur vorstellen kann, weil der Schmerz und die Verzweiflung alles ist, was es gibt? Schlimmere Qual, Angst, Hoffnungslosigkeit vermag ich mir nicht auszumalen.

Man glaubt ja immer, es müsse den Totenkampf geben, das letzte, äußerste, adrenalingesteuerte Sich-Wehren gegen die endgültige Vernichtung. Ich bin aber jedesmal schockiert, wenn ich in Dokumentarfilmen über Tiere auf freier Wildbahn, zum Beispiel in Afrika, mitansehe, mit welcher empörenden Passivität, ja geradezu Demut sich vor allem pflanzenfressende Tiere töten lassen. Anstatt eines wie aussichtslos auch immer anmutenden letzten Aufbäumens nur ein fast regloses, starres Abwarten, daß es vorübergeht.

Der Esel von Villanueva, an den Strick gebunden, kann nicht davonlaufen. Vielleicht ist er auch schon zu schwach zum Auskeilen. Er wird getreten, er fällt, er rappelt sich wieder hoch oder wird hochgerissen. Die Tritte, die Schläge, das Geschrei, der Lärm, die aggressiven

Fratzen der Männer überall um ihn herum und auf ihm sind sein ganzes Universum. Die großen, schönen Augen, die so ein Tier hat, sind irrsinnig geweitet. Rund um die Augäpfel, die sich in solchen Fällen immer nach oben drehen, zum Licht, blutunterlaufenes Weiß. Blut in den Nüstern. Schreie aus dem geöffneten Maul mit den gelb-braunen Zähnen.

Der Versuch, Gewalt authentisch zu beschreiben, läuft immer Gefahr, sich an seinem Thema anzustecken. Das Blut an den Händen der Menschen tropft auf den Text, der sich nicht mehr damit entschuldigen kann, er habe doch nur etwas bezeugen wollen. Daher fort von dieser Szene. Es gibt ein berühmtes Gemälde, das uns diesen Esel zeigt, ohne eben genau ihn zu zeigen. Es ist Picassos *Guernica*, diese intensivste Beschwörung des Schreckens von Krieg und der Zerstörung von Lebewesen, auf der nichts vom Krieg zu sehen ist. Eine der Gestalten, die in schreiender Panik aus dem Rahmen zu entkommen suchen, in dem sie das unsichtbare Grauen peinigt, ist ein Pferd. Es könnte aber genausogut ein Esel sein. Die Physiognomie ist beinahe dieselbe. Es ist das gleiche vor Schmerz das Maul aufreißende, die Zähne bleckende und mit geweiteten irren Augen nach einem Ausweg suchende Pferd, wie Picasso es auf seinen Stierkampfbildern in dem Moment festgehalten hat, in dem der Stier es auf die Hörner nimmt, ihm den Bauch aufreißt und die Eingeweide hervorquellen. Die Nüstern sind gebläht, aber wir hören weder den Schrei, noch den verzweifelten eingezogenen und ausgestoßenen Atem, noch das Ohrensausen des Todeskampfes. Wollen wir uns den Esel vorstellen, ohne ihn leibhaftig vor uns sehen zu müssen, sondern geschützt von den tröstenden Abstraktionen der Kunst, dann können wir dieses Gemälde betrachten.

Das Fest endet, wenn der Esel endet. Der Esel ist tot. Er ist erlöst. Was war die Todesursache? Eine innere Blutung, hervorgerufen durch die immer stärkeren, immer brutaleren Tritte gegen den Bauch? Von dem Schmerz allein, daß sie ihm die Vorderbeine mit Eisenstangen gebrochen haben und er hart auf Kopf und Schulter fiel (zum wiederholten Male), stirbt ein Esel nicht. Wahrscheinlich hat er vor Angst und Schmerz und rettungsloser Panik einen Herzschlag erlitten. Der Kadaver liegt da. Einige Unersättliche treten weiter auf ihn ein. Vielleicht weil ihre Füße spüren wollen wie es ist, eine Leiche zu treten, deren Körper noch mechanisch reagiert, so wie ein Sandsack. Ein Sack voller Organe, die aber nicht mehr funktionieren. Vielleicht warten sie sogar darauf, daß ihre Tritte doch noch eine Reaktion provozieren. So ein plötzlicher Tod hat ja doch immer etwas schockierendes, das man nicht ohne weiteres akzeptiert und versteht. Dann zerstreut sich die Menge. Die Männer gehen in die umliegenden Bars und trinken weiter, sofern sie dazu noch in der Lage sind. Andere schwanken nach Hause, zu ihren Frauen und Kindern. Die Musik dröhnt nach. Vereinzelt Böller explodieren noch. Die Stille dazwischen hat etwas ernüchtertes und ernüchterndes.

III

Das Kirchenschiff ruht in fast völliger Dunkelheit. Außer ein wenig Füßescharren und Räuspern ist kein Ton zu hören. Beinahe vollkommene Stille. Es ist kühl, aber nicht eiskalt. Die Gemeinde ist noch draußen am Osterfeuer. Nur wenige haben sich schon hereinbegeben. Sie warten oder beten. Man kann sie nicht sehen. Man sieht nicht die Hand vor Augen. Wenn diese Stille die Todesnacht symbolisiert, dann ist im Tod das Schlimmste bereits vorüber. Stille, Dunkelheit, Kühle – die Grenze ist überschritten, das Unerträgliche liegt, denken wir an unseren Esel, hinter einem. Das Unerträgliche ist, denkt man, nicht dieser Zustand, sondern die Qual davor. Und jetzt? Ist das ein Trost, daß es vorüber ist? Ist es ein Trost für den Esel? Dann öffnet sich die Tür. Ein Licht schwebt herein. Die Osterkerze. Die Stimme des Priesters: „Lumen Christi.“ Die einziehende Gemeinde – man hört sie vorerst nur, sieht sie noch nicht, reagiert: „Deo Gratias.“ Das Exsultet beginnt, während eine Kerze nach der anderen entzündet wird. „Dies ist die Nacht, die unsere Väter, die Söhne Israels... Dies ist die Nacht, in der die leuchtende Säule das Dunkel... Dies ist die selige Nacht, in der Christus...“ Die Kirche wird heller und heller. Das Ritual nimmt den Sonnenaufgang um einige Stunden vorweg und zeigt, was alle wissen: Nach jeder Nacht kommt wieder ein Tag. Auf die absolute Nacht folgt der absolute Tag.

(14.3. 2013)